

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 11 (1968)
Heft: 2

Artikel: Können sie lesen? Clemens Brentano : "Der Spinnerin Lied"
Autor: Alewyn, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-388091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KÖNNEN SIE LESEN?

*Clemens Brentano: «Der Spinnerin Lied»,
interpretiert von Richard Alewyn*

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall;
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
Solang der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall;
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Gedenk ich dein allein;
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen.

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing und möchte weinen.

Dies ist kein schwieriges Gedicht. Es verlangt keinerlei Bemühung des Gedankens oder des Gefühls. Es gleitet mühelos ins Ohr, so gewaltlos, daß die Aufmerksamkeit eher eingeschläfert wird als angestrengt, ein einträglicher Wellenschlag ohne Spannungen oder Stauungen, ohne Wechsel der Tonhöhe oder Tonstärke. Einfach ist die Sprache: schlichte Worte, kurze, aneinandergereihte Sätze ohne

syntaktischen Aufwand. Am Ende jeder Strophe – und nirgends sonst – steht ein Punkt, am Ende fast jeder Zeile – und nirgends sonst – ein kleineres Satzzeichen¹.

Das Gedicht verlangt auch keine literaturhistorischen oder biographischen Vorkenntnisse. Man braucht durchaus nicht zu wissen, wann und von wem es gemacht worden ist, wenn auch, wer sich auskennt, weiß, daß nur ein Dichter der deutschen Romantik, und unter diesen keiner als Brentano, dieses Gedicht hätte machen können². Der Dichter behelligt uns nicht mit seiner Person, seinen Gedanken, Gefühlen oder Erlebnissen. Wer hier «ich» sagt, ist nicht der Verfasser, auch nicht eine vom Verfasser vorgenommene Maske, hinter der er sich versteckte, um sich um so ungehemmter ergießen zu können. Das Lied singt von selber, es singt sich selber, es singt von sich selber. Und damit ist nichts gesagt, als daß es reine lyrische Substanz ist ohne fremde Trübung. Es läßt einen Menschen singen, von seinem Singen singen, vom Singen der Nachtigall, und indessen wird es gesungen, ein echter Singsang.

Dieses Singen will gehört werden, denn es ist ein Wunder an Wohllaut, gewebt aus Klängen und Widerklängen. Es ist regiert von dem Spiel der Vokale und solcher Konsonanten, die wirklich «Mitlauter» sind, der Liquidae und Nasale, der Konsonanten, auf denen man singen kann. Keinem Dichter vorher oder nachher ist es wie dem Verfasser dieses Gedichts gelungen, die in der Sprache schlummernden Klänge zu entbinden. In den Reimen blühen sie auf, und an ihnen zuerst kann man ablesen, wenn man die Mühe nicht scheut, daß ihre Verschlingung keineswegs so zufällig ist, wie sie mühelos erscheint.

Sechs Strophen hat das Gedicht, jede zu vier Versen, die jeweils so angeordnet sind, daß der erste und der letzte aufeinander reimen und wiederum der zweite und der dritte, und daß die Randverse auf weibliche Reime enden, die Binnenverse auf männliche. Das macht, daß das Ende jeder Strophe zu ihrem Anfang zurückzukehren scheint und jede eine zyklische Bewegung durchläuft. Aber damit spiegelt die Strophe nur die Bewegung des ganzen Gedichts.

Sämtliche Reime des Gedichts sind auf nicht mehr als zwei Klänge gestimmt. Die Reime der ersten Strophe, ob männlich oder weiblich, lauten alle auf A, die der zweiten Strophe auf Ei, und ebenso verhalten sich die Reime der dritten und der vierten, der fünften und der sechsten Strophe, so daß A-Strophen und Ei-Strophen rhythmisch wechseln und wiederkehren. Aber nicht nur die Reime, sondern die ganzen Reimwörter kehren wieder (mit der Ausnahme des ersten, *Fahren*, das nicht mehr wiederholt, sondern von der zweiten A-Strophe an durch *gefahren* ersetzt wird), so daß das Gedicht für seine vierundzwanzig Reime nur zehn verschiedene Reimwörter gebraucht. Mehr noch, es ergibt sich, daß dieselben Reimwörter mehrmals gepaart werden. In den Strophenmitten kommt dies sogar regelmäßig vor. Dreimal reimt sich *Schall* auf *Nachtigall*, dreimal *klar und rein* auf *allein*, immer an der gleichen Stelle³.

Ebenso wie die Mitten der Strophen sind aber auch ihre Ränder aufeinander bezogen, und hier wiederholen sich nicht nur Versenden, sondern ganze Zeilen. Mit: *Da wir zusammen waren* hört die erste A-Strophe auf, mit den gleichen Worten fängt die zweite A-Strophe an. Und wie diese endet: *Daß du von mir gefahren*, so beginnt mit einer kaum merklichen Variation die dritte A-Strophe. Nicht anders nimmt bei den Ei-Strophen jede folgende das Stichwort auf, das die vorhergegangene ihr hinterlassen hat: *Solang der Mond wird scheinen* endet die erste, *So oft der Mond mag scheinen* variiert der Anfang der zweiten, und deren letzte Zeile *Gott wolle uns vereinen*

bildet wiederum den Anfang der dritten Ei-Strophe. So besteht zwischen den gleichklingenden Strophen eine geheime Verbindung, die den Wechsel überdauert. Dies würde deutlich werden, wenn man die Strophen anders anordnete. Man könnte links die drei A-Strophen untereinandersetzen und rechts daneben die drei Ei-Strophen, und man könnte dann in zwei Richtungen lesen, einmal erst horizontal und dann vertikal, das andere Mal erst vertikal und dann horizontal. In jedem Falle würde eine der Bewegungsformen des Gedichts zur Geltung gebracht, einmal die alternierende oder schwingende, einmal die zyklische oder kreisende.

Diese Umstellung ergab sich aus dem klanglichen Befund. Das Merkwürdige ist aber, daß dadurch zwar die Gestalt verändert (und zerstört) würde, daß der Sinn aber dadurch keinen Schaden erlitt. Man könnte sogar das Experiment noch weiter treiben. Man könnte ganze Strophen miteinander vertauschen, etwa die dritte und die fünfte oder die vierte und die sechste, man könnte viele Zeilen verschiedener Strophen die Plätze wechseln lassen, ohne das Gedicht merklich zu verändern⁴. Ja, es fehlt nicht viel, daß man es Zeile für Zeile rückwärts lesen könnte. Es ist nur die Syntax, nicht der Sinn, was dem im Wege steht.

Wenn das Gedicht also geradezu umkehrbar ist, dann ist das ein Zeichen dafür, daß zwischen seinem Anfang und seinem Ende nichts geschehen ist, was irgendeine Folge hätte und damit eine Reihenfolge vorschriebe. Daß das Gedicht umkehrbar ist, verrät, daß die Zeit in diesem Gedicht umkehrbar ist, und das besagt: Die Zeit steht still. Und so muß das Gedicht auch durchaus nicht da aufhören, wo es endet. Wie es an jeder anderen Stelle hätte aufhören können, so könnte es auch noch lange weitergehen. Es hat überhaupt kein Ende, sowenig wie es einen Anfang hat, und das besagt: Die Zeit verrinnt. Stillstand der Zeit oder Verrinnen der Zeit – es ist das gleiche. Was an diesem Gedicht Bewegung ist, ist eine solche, die

stets zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrt, ohne Fortschritt und darum ohne Ende, nicht «reißende», sondern kreisende Zeit.

Aber wird es nicht endlich Zeit, etwas über den Inhalt des Gedichts zu sagen? – Es war von nichts anderem die Rede. Gleichmäßiger Wechsel und endlose Wiederkehr, Stillstand und Verrinnen der Zeit, nichts anderes ist das Thema des Gedichts, gebannt in die Situation der verlassenen jungen Frau am Spinnrad. Im Gegensatz der A-Strophen und der Ei-Strophen dehnt die Zeit sich aus. Die A-Strophen sprechen von der verlorenen Vergangenheit – die seligen Nächte *da wir zusammen waren* –, die Ei-Strophen sprechen von der leeren Gegenwart – *hier spinn ich so allein* –, die einen sind beherrscht von einem Klang, dem betörenden Singen der Nachtigall, die anderen von einem Licht, dem tröstenden Scheinen des Mondes. Zwischen diesen beiden Polen, der Vergangenheit und der Gegenwart, der Erinnerung und der Wirklichkeit, bewegen sich die Gedanken der Spinnerin. Wie dieser Wechsel sich in Reimen, Worten und Versen wiederholt, so wiederholt sich das Gedenken und das Warten, das Singen und das Weinen, heute wie gestern, morgen wie heute. Endlos wie ihr Rad sich dreht, so geht der Spinnerin Lied.

Über dies alles ist in dem Gedicht kein Wort gesagt, es braucht nicht gesagt zu werden, weil ein Gedicht nicht zu sagen braucht, was es schon ist. Müssen wir noch hinzufügen, daß es in der deutschen Sprache kein traurigeres Gedicht gibt? Wir haben nur zu zeigen versucht, daß es eines der einfachsten ist und eines der kunstvollsten, die wir haben, und darum eines der schönsten.

ANMERKUNGEN

¹ Solange wir keine kritische Ausgabe von Brentanos Gedichten besitzen, ist über die Satzzeichen Genaueres nicht auszumachen. Es kommt hier aber auch nicht auf die Zeichensetzung, sondern auf die syntaktische Gliederung an.

² Das Gedicht erscheint zuerst in einem Brief Brentanos an Achim von Arnim vom 6. September 1802 (*Reinhold Steig*, Achim von Arnim und Clemens Brentano, Stuttgart 1894, S. 43, sowie: Clemens Brentano, Briefe, hg. v. *Friedrich Seebass*, 1951, Band I, S. 142). Es war für die «Chronika eines fahrenden Schülers» bestimmt, mit der es erst 1818 erschien. Hier hat es der Erzähler in seiner Kindheit von seiner Mutter singen hören.

³ Erst nach der ersten Veröffentlichung dieser Studie wurde dem Verfasser bekannt, daß eine kürzere, aber ähnliche Interpretation des Strophengeflechts dieses Gedichts schon vorlag in: *Johannes Pfeiffer*, *Wege zur Dichtung*, Hamburg (1952), S. 48f.

⁴ So gern und so glücklich sich die Zeilen hier gatten, so ist auch ihre Bindung an dieses Gedicht keine einmalige und unwiderrufliche. Wie viele andere aus anderen Gedichten schweifen sie ungebunden durch den lyrischen Raum von Brentanos Dichtung und finden sich an anderer Stelle in neuen Verbindungen wieder. «Dann wein ich ganz alleine» und «Ich sing und möchte weinen, Solang der Mond mag scheinen», so klingt es dreißig Jahre später wieder in dem Gedicht «Die Abendwinde wehen». Darüber und über die Echoerscheinungen in Brentanos Lyrik vgl. *Emil Staiger* in: *Gestaltprobleme der Dichtung* (Festschrift für Günther Müller), Bonn 1957, S. 187ff.

Mit freundlicher Genehmigung des S. Fischer-Verlags in Frankfurt am Main dem Band «Interpretationen I: Deutsche Lyrik von Weckherlin bis Benn», herausgegeben von Jost Schillemeit, entnommen (Fischer-Bücherei, Großband, Nr. 695, September 1965).

